

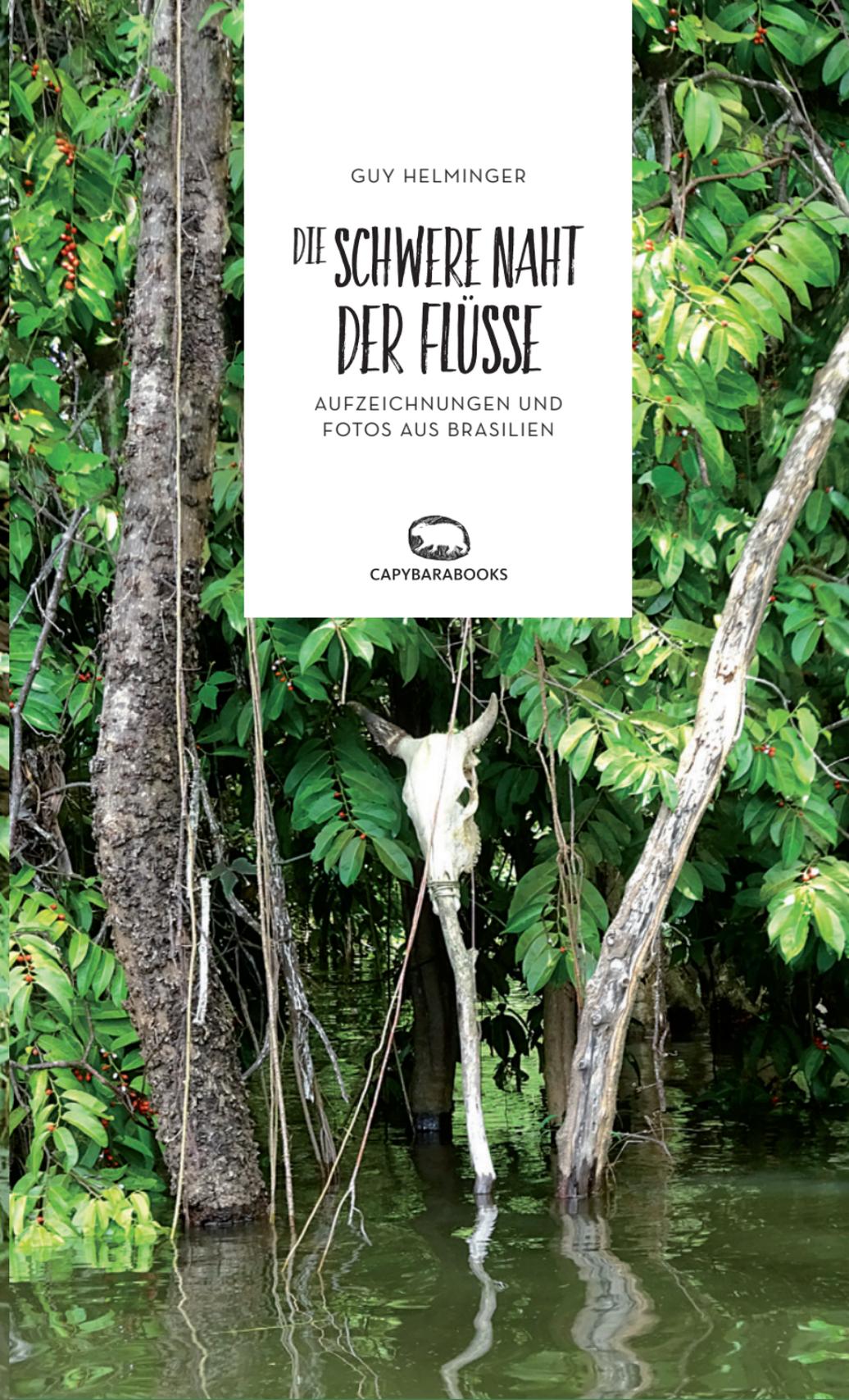
GUY HELMINGER

# DIE SCHWERE NAHT DER FLÜSSE

AUFZEICHNUNGEN UND  
FOTOS AUS BRASILIEN



CAPYBARABOOKS



# RIO DE JANEIRO

- FAVELA MORRO SÃO CARLOS

Nach fast zwölf Stunden Flug durchzieht den Flieger eine nicht hörbare, ungelenke Melodie klickender Sicherheitsgurte. Es ist fünf Uhr morgens. Landeanflug. Durch die Straßen von Rio de Janeiro fließt Lava. Matt orange schimmernde Ströme, dazwischen hell aufleuchtende Brandherde. Ich bilde mir einen Moment lang ein, dass diese Stadt nicht mehr existieren wird, wenn ich unten bin, begraben unter einer abgekühlten Gesteinsschicht. Ich weiß, dass es sich um Lichter handelt, aber als ich zwei Stunden später mit meinem Gepäck das Terminal verlasse und mir eine ungefilterte Hitze entgegenschlägt, ist sofort das Lava-Bild wieder in meinem Kopf und ich hebe die Beine beim Gehen etwas höher, als liefen meine Schuhsohlen Gefahr zu schmelzen. Im Auto läuft die Klimaanlage auf Hochtouren. Ein rollendes Iglu, während längs der Straße Menschen wie schläfrige Robben herumliegen.

Mit João, einem etwa 50-jährigen Mann mit Brille und schütterem Haar, fahre ich vom Flughafen Richtung Copacabana und bin sofort in einer politischen Diskussion. João hat bei den letzten Wahlen für Jair Bolsonaro gestimmt, den viele als Latino-Trump karikieren, weil er Klimaschutz für Unfug hält, den indigenen Völkern das Land streitig machen will, damit Viehzüchter den Regenwald für ihre Zwecke abholzen können, aber auch, weil er den Militärputsch von 1964, der die Diktatur im Land etablierte, feiern möchte und verbal gern mal stammtischelt, wenn es um Schwule oder Frauen geht.

„Nein, nein“, wehrt João ab, „gegen Frauen hat der Präsident nichts. Er macht halt ab und an einen Witz, wie das beim Militär üblich ist.“

Er kennt Jair Bolsonaro persönlich, von früher, sehr lange schon, deshalb steht er auf dem Foto seines Facebook-Profiles auch neben dem Präsidenten.

„Brasilien braucht eine starke Hand, jemanden, der durchgreift“, sagt er, schaut dabei blitzschnell auf mich, dann wieder auf die Straße, auf der schon am frühen Morgen dichter Verkehr herrscht. „Überall Kriminalität. Und ich rede nicht von Taschendieben. Die Drogenhändler tragen bessere Schusswaffen als die Polizei. Ist das normal? Jeden Tag sterben Menschen durch Kugeln.“ Sein Blick streift mich erneut, als wolle er sagen, ich lebe hier, ich weiß, wovon ich rede.

„Ich will Ihnen ja keine Angst machen. Aber die Chance, hier überfallen zu werden, ist groß.“

Ich sehe ein schelmisches Lächeln um seinen Mund.

„Als ich in Südafrika, in Johannesburg war“, erwidere ich, „erzählte man mir auch, es sei die gefährlichste Stadt der Welt. Einer sagt die Unwahrheit.“

João grinst, wackelt leicht mit dem Kopf, ehe er antwortet: „Ja, wir sind immer in Konkurrenz zu Johannesburg. Die wollen nicht nachgeben.“

Seine Kinder seien übrigens gegen Bolsonaro, deshalb gehe es manchmal laut her zu Hause. Aber der Präsident sei mit elf Millionen Stimmen Vorsprung gewählt worden. Das sei nicht nichts. Normalerweise lägen zwischen dem ersten und dem zweiten Kandidaten drei bis vier Millionen, aber elf, also, das sage was aus. Das mit dem Klimaschutz wäre zwar in Ordnung, aber man solle dabei die Industrie nicht ausbremsen, sonst müssten die Brasilianer am Ende noch Blätter essen. Erneut trifft ein kurzer Blick den meinen und es fällt mir schwer, zwischen Joãos politischer Überzeugung und seinem relativierenden Humor zu unterscheiden.

Als wir wenig später am See Rodrigo de Freitas vorbeifahren, zeigt João auf das Wasser: „Eigentlich Salzwasser, aber durch den Regen

besteht die Lagune bereits zu 30 % aus Süßwasser. Trotzdem leben Meeresfische darin.“

Will mein Fahrer mir erklären, dass die Natur schon selbst Auswege finden wird, wenn es nötig ist? Ich erinnere mich, dass im Vorfeld der Olympischen Spiele von 2016 dieses Gewässer, wo die Ruderer und Kanuten schließlich antraten, in den Schlagzeilen gewesen war. Hier hatte tonnenweise toter Fisch an der Oberfläche getrieben. Offiziell hatte es geheißt, die kalten Temperaturen seien schuld, aber eine Umweltkommission hatte den industriellen Abfall verantwortlich gemacht.

Der Rodrigo-See ist über einen Kanal mit dem Atlantik verbunden und wird zugleich von kleinen Zuflüssen aus den Hügeln gefüttert. Das Resultat ist Brackwasser, also Wasser mit geringem Salzgehalt. Wobei „gering“ ein relativer Begriff ist. Unter 1 % bei uns; im angelsächsischen Raum unter 1,8 %. Garnelen, die Wollhandkrabbe, aber auch Hecht, Zander, Stichling, verschiedene Hai-Arten oder die Argus-Fische haben die Fähigkeit entwickelt, in Brackwasser zu überleben.



Aber ich frage nicht, wie er auf 30 % Süßwasser kommt, denn João ist schon wieder bei Bolsonaro und dessen Versprechen, Brasilien sicher zu machen.

„Wie will er das anstellen?“, hake ich nach.

„Er hat das Militär auf seiner Seite“, erwidert João. Dann erzählt er, wie er vor nicht einmal einem Jahr drei Luxemburger, Mutter, Tochter, Sohn, sowie Júlia, eine Brasilianerin, deren Vorfahren ebenfalls aus dem Großherzogtum stammen, zum Zuckerhut brachte. Er hielt unten an der Seilbahnstation. Die vier Gäste stiegen aus, knallten die Türen. In einiger Entfernung knallte es ebenfalls. João fuhr weiter zum Parkplatz, als sich ihm nach fünfzig Metern ein Auto quer vor die Haube stellte. Der Fahrer sprang aus seinem Wagen, ließ die Tür offen und rannte los. Erst da begriff João, dass das anhaltende Knallen Schüsse waren. Also brachte auch er sich in Sicherheit, flüchtete in eines der Militärgebäude. Das Viertel dort, URCA, eine Abkürzung für Urbanização Carioca, sei Militärgebiet, so João, deshalb sei die Praia Vermelha, der Rote Strand, unterhalb der Station, eigentlich ein sehr sicherer Ort. Aber an dem Tag hätten alle sterben können. Er wendet mir das Gesicht zu. In seinem Blick kann ich die Panik von damals sehen.

Zwei Wochen später lerne ich besagte Frau aus Luxemburg kennen und frage nach dem Vorfall. Claudine kann sich sehr gut erinnern, erzählt, dass sie und ihre Kinder einen Hubschrauber gesehen hatten und dass aus ihm geschossen wurde, noch bevor der Wagen sich querstellte.

„Dann gab es eine Explosion und Rauch stieg vom Parkplatz auf. Wir liefen hinter eine Plakatwand, die zwar keinen Schutz bot, aber zumindest würde uns niemand direkt sehen und auf uns zielen können. Denn wenn in Brasilien aus einem Militärhubschrauber geschossen wird, dann schießt irgendwo auch einer zurück. Nach einigen Minuten holten uns Soldaten. Wir sollten in die Seil-

bahnstation. Das sei sicherer. Während wir hineinliefen, dachte ich immer nur: Hoffentlich fällst du nicht.“

Auf meine Frage, ob noch andere Leute dort Zuflucht gefunden hätten, erwidert Claudine: „Ja, viele. Durch die Glasfront konnte man zum Roten Strand sehen. Einige meinten, der heiße so, weil er mit Blut getränkt sei, aber das ist nur ein Gerücht. Den Namen gab es schon, als noch niemand an Drogenbanden gedacht hat. Wir stellten uns hinten an die Wand. Andere hielten vorne die Kamearas gegen die Scheiben, filmten. Eines dieser Videos habe ich. Darauf sieht man einen jungen Mann mit nacktem Oberkörper, der versucht, den Granitfelsen hochzuklettern, um zu entkommen. Dabei hebt er die Hand, wie um auf den Hubschrauber, der über dem Meer rotiert, zu schießen. Ob er eine Waffe hat, ist schwer zu erkennen. Jedenfalls sind an dem Tag acht Mitglieder einer Drogenbande gestorben. Das Fernsehen war abends voll davon.“

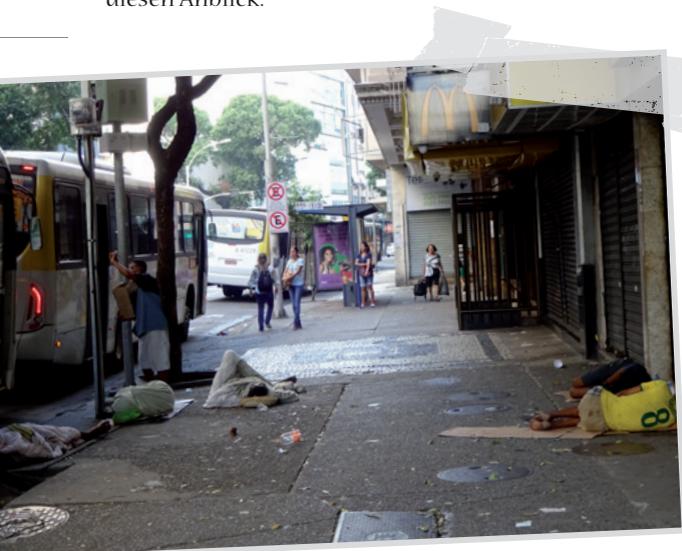
Ich frage, wieso es überhaupt zu einer Schießerei gekommen ist.

„Weil es an dem Tag geregnet hatte, war der Strand leer“, antwortet Claudine, „und die Drogenkuriere wollten mit ihrem Speedboot anlegen. Wahrscheinlich, um die Ware hoch in die Favela zu bringen. Das hatte die Polizei rausbekommen und schlug zu. Natürlich wehrten sich die Kriminellen. Als die Schießerei nach zwanzig Minuten aufhörte, versuchte ich, João anzurufen. Aber er ging nicht ans Telefon. Wir dachten das Schlimmste. Dann meldete er sich schließlich doch. Júlia, die als Brasilianerin den Alltag hier kennt, hatte ihren Humor auch nach der Schießerei nicht verloren. Das Erste, was sie sagte, als die Lage sich beruhigt hatte, war: ‚Es gibt keine Schlange mehr an der Kasse, wir könnten schnell Tickets kaufen.‘ Als meine Tochter erwiderte, sie wolle lieber nicht hoch, fragte Júlia zurück, ob sie Höhenangst habe? Aber natürlich wusste sie, dass an dem Tag keine Seilbahn mehr auf den Zuckerhut fahren würde.“

Draußen sehe ich einige Favelas vorbeigleiten, jene riesigen Viertel, in denen diejenigen wohnen, die wenig bis gar nichts verdienen und die mittlerweile 25 % der Bevölkerung ausmachen sollen. „Favelas gibt es in Rio überall“, sagt João, während wir uns vorm Hotel für heute verabschieden, „sie befinden sich nicht wie in anderen Städten an der Peripherie, sondern einfach überall. Und sie werden entweder von Drogenbanden oder korrupten Polizisten kontrolliert. Ich wünsche viel Glück in Brasilien.“

Auch 300 Meter hinter meinem Hotel beginnt eine Favela, wie ich wenig später feststelle. Da der Begriff „Favela“ negativ konnotiert ist, haben Zeitungen und einige Organisationen angefangen, die Wohnviertel *Comunidade* zu nennen, aber die meisten Bewohner sprechen von ihrem eigenen Viertel nach wie vor als Favela.

Bereits in der ersten Parallelstraße zur Strandpromenade liegen Menschen auf dem Bürgersteig und schlafen. Schwer zu sagen, ob sie kein Dach über dem Kopf haben, mit Hilfe von Pflanzen durch eine Traumlandschaft fliegen oder sich nur zwischen zwei Plackereien kurz ausruhen. Die Passanten gehen vorbei, beachten die Körper nicht. Zu alltäglich. Und auch ich gewöhne mich schnell an diesen Anblick.



Rio de Janeiro wirkt heruntergekommen, reckt aber mit der Anmut einer vernachlässigten älteren Diva den geschmückten Kopf. Das hat durchaus Charme. Der Teint hat unter der anhaltenden Hitze, der Luftfeuchtigkeit und dem Umzug der Regierung nach Brasília gelitten, die sonnenvergilbte Haut blättert ab, die vielen Klimaanlage am Gemäuer sehen aus wie Beulen, die Fassaden sind porös, die verschnörkelten Balkone hingegen tragen schwer an einer glamourösen Vergangenheit. Die vielen Laubbäume am Straßenrand spenden Schatten, atmen die Luft sauber, versuchen es zumindest, während der Verkehr Nachschub an CO<sub>2</sub> liefert und dafür sorgt, dass der Fußgänger nicht so einfach den Zebrastreifen benutzen kann. Denn in Brasilien hat das Auto offiziell Vorfahrt, der Passant hat zu warten, auch wenn er in Eile ist. Niemand käme auf die Idee, wegen einer Ansammlung von Spaziergängern auf die Bremse zu treten. Und kein Flaneur erwartet dies.

Ein Kioskbesitzer hängt Zeitungen an die geöffneten Klappläden. In den Imbissbuden und Bars wird gefrühstückt. Einige sitzen auf Plastikstühlen und im Unterhemd vor der Haustür und werden dort auch noch am Abend sitzen. Wie überdimensionierte Helme wölben sich die Schutzvorrichtungen der öffentlichen Telefone in den Tag. Auf der sechsspurigen Fahrbahn längs der Uferpromenade der Copacabana rollt der Verkehr wieder stadtauswärts. Jeden Morgen zwischen sieben und zehn Uhr wird die Richtung geändert, damit man schneller in die Stadt hineinkommt. Haben dann alle ihren Arbeitsplatz erreicht, geht es den Rest des Tages wieder auf sämtlichen Spuren hinaus.

Die Hitze plustert sich mehr und mehr auf, wird erdrückend, schnürt mir die Lunge ab, treibt Wasser aus meiner Haut, eine Gnadenlosigkeit, gegen die ich mit literweise Flüssigkeit ankämpfe. Selbst an der Ampel schaue ich mich um, ob ich nicht für Sekunden hinter einem Straßenschild Schatten finde. Auf dem Mittel-

streifen wachsen Palmen. Erst einmal bis dorthin kommen, denke ich. Dann sehe ich Menschen am Strand entlang joggen und mir bleibt kurz der Verstand stehen, während mein Herz versucht, einen geeigneten Rhythmus für diese Umgebung zu finden. Klappstühle werden neben Büdchen aufgereiht, die Markisen ausgefahren. Eine Gruppe in Badehose und Bikini trainiert mit Hanteln im Sand, eine andere spielt Fußball, während im Hintergrund kleine Fahnen unterschiedlicher Länder schlapp an den Stangen hängen. Die Ersten machen sich auf, mit den Füßen das Meer zu testen. Auf einer Bank und ganz aus Bronze sitzt der Dichter Carlos Drummond de Andrade, hat die Beine übereinandergeschlagen, schaut dem Treiben seiner Mitmenschen zu, scheinbar ohne besondere Erwartung an den Tag. In die Sitzfläche ist eingraviert: „*No mar estava escrita uma cidade.*“ Ein Vers aus seinem Gedicht „*Mas Vivemos*“. Sofort denke ich über verschiedene Interpretationsvarianten dieses Verses nach. Wie würde ich übersetzen? Aus dem Meer heraus wurde eine Stadt geschrieben? Im Meer stand eine Stadt geschrieben? Auf See ist eine Stadt geschrieben worden? Die Stadt, die ins Meer geschrieben wurde? Was hatte Carlos Drummond im Sinn? Vielleicht die Tatsache, dass der Seefahrer Gaspar de Lemos dachte, sein Schiff befahre an jenem 1. Januar 1502 die Mündung eines Flusses, als er die Bucht von Guanabara entdeckte, ein Irrtum, der zum Namen Rio de Janeiro führte, Fluss des Januars.

Oder hat die Zeile mit dem Handel zu tun, mit den Wasserwegen, mit der Anbindung der Stadt an die Welt? Der Dichter starb 1987, hat also miterlebt, wie der Hafen verfiel und die Durchgangsstraße wichtiger für den Gütertransport wurde. Ist der Vers eine Verankerung in der Zeit, eine Erinnerung an die Geschichte der Stadt?

Carlos Drummond hat sich in seinen Versen aber auch profaneren Dingen gewidmet. Er hat beispielsweise Gedichte über das menschliche Hinterteil geschrieben. Eines dieser Gedichte, aus dem posthum

veröffentlichten Band *O amor natural*, beginnt mit folgenden Zeilen: „Der Hintern, wie angenehm. / Er lächelt immer, nie ist er traurig. // Es interessiert ihn nicht, / was vorne geschieht. Der Hintern ist sich selbst genug.“

Womöglich ist dieser Text genau hier an der Copacabana entstanden, wo die Textilindustrie am Hungertuch nagt, an einem zahnseidenen Stoff, der wie die Andeutung eines Tangas aussieht und sowohl Männer wie Frauen entkleidet, indem er ihr Geschlecht bedeckt. In diesem Viertel, bekannt für seinen kilometerlangen Strand, entstand ab Mitte der Zwanzigerjahre ein Menschentyp, der sich über den Körper definierte, nicht über Bildung oder soziale Stellung; ein neues Lebensgefühl, das sich rasch ausbreitete, und auch wenn die Copacabana ihre besten Tage hinter sich hat, lebt der Mythos bis heute weiter. Braungebrutzelte Leiber schieben sich in Sandmulden in Erwartung völliger Verkohlung. Junge Männer zeigen, was sie sich in jahrelangem Training aufgebaut haben. Ihre Posen wirken wie ein Angebot an das andere Geschlecht. Fast synchron heben derweil einige Damen die rechte Hand, schirmen die Augen ab, schauen zum Meer. Eine Geste, die Teil eines Balzrituals zu sein scheint und die eigene Sehnsucht unterstreicht, den Wunsch, nicht allein gelassen zu werden.

Gegenüber auf der anderen Straßenseite erhebt sich zeitgleich die nüchterne Gegenwart; Hotels, Hochhäuser, Bausünden, die Spalier stehen und auf die von Roberto Burle Marx gestaltete Uferpromenade hinabblicken. Zu ihren Füßen wird die Fahrbahn von Parkbuchten begrenzt, auf der anderen Seite trennt ein helles, mosaikartiges Wellenmuster die Straße vom Strand, was aussieht, als spiegelten sich die Wellen des Meeres im Asphalt, eine Fata Morgana, die das Wasser bis unter die Karosserien holt.

Gegen 11.30 Uhr erwarten mich Júlia, Marcos und Conceição vorm Hotel. Die beiden Letzteren arbeiten in einem Kinderhort in der

Favela Morro São Carlos. Júlia wird dolmetschen, da ich kein Portugiesisch spreche und die beiden anderen nur Portugiesisch.

„Die Kinder bekommen bei uns eine warme Mahlzeit und sind auch nach der Schule von der Straße“, sagt Conceição, während wir die Stadt Richtung Norden durchfahren. „Viele Eltern sind den ganzen Tag weg und können sich nicht kümmern, andere trinken oder sind drogenabhängig. Dazu die Gewalt, die Schießereien.“

Wieder die Schießereien, denke ich. Schon bevor ich in Frankfurt in den Flieger gestiegen war, hatte ich eine App bekommen, die Schusswechsel in Rio meldet. Klickt man sie an, erscheint eine Kugel, die aus einem Lautsprecher abgeschossen wird, darunter tauchen Meldungen von Menschen auf, die warnen, dort und dort seien gerade Kämpfe. Und das sind pro Tag nicht wenige. Zum Teil posten die Betroffenen aus den Gegenden kleine Videos von den Geschehnissen. Die erste Meldung vom heutigen 4. April 2019 kommt um ein Uhr nachts, als der neue Tag gerade begonnen hat, und lautet: „Tiros no bairro do Maracanã na Eurico Rebelo. Atenção na região.“

Die Folgende kommt um 5.50 Uhr aus einer anderen Gegend, dann 9.25, 10.50, 11.55 Uhr usw. Im Ganzen werden mich an diesem Tag elf Einträge erreichen.



„Ja, das ist eine App für die Menschen, die täglich Gefahr laufen, ihr Leben zu lassen, weil sie zum falschen Zeitpunkt in ihrem Viertel auftauchen, denn in den Medien wird lange nicht über jeden Vorfall berichtet“, sagt Marcos. „Letztens hat es zum Beispiel bei einem Spiel um die Copa Libertadores Ausschreitungen im Stadion gegeben, ein Fan soll dabei gestorben sein, aber die Presse schwieg. Auch in den Tagen vor Karneval sind mehrere Menschen erschossen worden und es wurde in den Zeitungen nicht erwähnt, um die Karnevalsvorfreude nicht zu trüben.“

Wir fahren an einer Kirche vorbei auf die Rua Estácio de Sá, eine breite, sechsspurige Straße, voll von kleinen Geschäften.

„Gleich sind wir da“, sagt Conceição, und Marcos schaltet die Klimaanlage aus, fährt die Scheiben runter.

„Damit man von draußen ins Wageninnere sehen kann“, sagt er.

Dann biegen wir fast zögerlich in die Rua São Carlos ein, wo an der Kreuzung pro forma ein Polizeiwagen steht. Marcos fährt langsam, grüßt einige Männer am Straßenrand und wir tuckern tiefer in die Favela hinein. Auch hier sind rechts und links viele kleine Geschäfte. Junge Männer warten auf ihren Motorradtaxis auf Kundschaft, auf Bewohner, die ihren Einkauf erledigt haben und nun wieder den Hügel hoch in ihre Bleibe müssen. Über der Straße hängt ein



Wirrwarr an Stromkabeln. Wir rollen in die erste Querstraße, in die Rua São Diniz, gegenüber der Casa de Oração, dem Haus des Gebets, und steigen den Hügel hoch. Da hier viele Wagen parken, ist die Fahrbahn so verengt, dass Autos nur noch in die eine oder die andere Richtung hindurchkommen. Doch es herrscht eh nicht viel Verkehr. An der nächsten Kurve kann man hinab auf eine Neubausiedlung mit gleichförmigen fünfstöckigen Häusern sehen. Im Hintergrund ein Teil der Skyline von Rio. Wir folgen der Straße, die nach links abbiegt. Auf der einen Seite eine Mauer, auf der anderen unbebaute Wiese den Hügel hinauf. Wir aber fahren bergab, an einer Müllkippe vorbei. Über einen Betonschacht können die Bewohner von oben die Mülltüten nach unten befördern, wo sie zum Teil aufplatzen. Schließlich wird die Straße noch enger und rechterhand von schmalen Häusern begrenzt, deren zwei, drei Etagen aus unterschiedlichem Material gebaut zu sein scheinen. Auch der Stil ist ein wilder Mix aus dem, was den jeweiligen Besitzern einfiel, viereckige Kästen, mal verputzt, mal den zwischen den roten Steinen hervorquellenden Mörtel zeigend. Linkerhand ist die Mauer um sieben Ziegelreihen erhöht worden. Ein Sichtschutz. Zwar sehe ich genau an dieser Mauer den ersten jungen Mann mit einem Schnellfeuergewehr auf dem Schoß im Schatten eines Baumes auf einem Plastikstuhl sitzen – er grüßt träge –, aber von außerhalb soll man ihn nicht wahrnehmen. Etwas weiter hockt der Nächste mit einer Pistole in der Hand. Ich frage, ob das Mitglieder einer Drogenbande sind.

„Ja“, sagt Marcos, „es gibt hier drei Gruppen, die sich das Viertel teilen und gegenseitig streitig machen. Die Polizei rückt nur an, wenn es zu Schießereien zwischen diesen Gruppen kommt, weil eine das Territorium der anderen übernehmen will.“

Auf einem Motorrad rollen uns zwei Jugendliche entgegen. Der, der hinten sitzt, hat eine Kalaschnikow in die Hüfte gestemmt. Das Ganze sieht aus, als würden sie Streife fahren.

Conceição, die seit 1998 die Koordination von CACEF (Centro de Atividades Comunitárias Esperança do Futuro) leitet, jenem von der luxemburgischen Organisation Bridderlech Deelen unterstützten Kinderhort in der Favela, den wir besuchen wollen, erzählt, wie sie hier in Morro São Carlos einmal in einen Schusswechsel geraten ist. Sie wollte zu einer Freundin, war auf einer der vielstufigen Treppen, als es losging. Von oben schossen die Mitglieder der Bande, von unten das Militär. Sie presste sich einfach an die Wand und breitete die Arme aus, hoffend, die Kugeln würden sie nicht treffen. Als die Schießerei vorbei war und sie unverletzt geblieben war, sagte einer zu ihr: „Du bist verschont geblieben, weil du wie eine Christusfigur dagestanden bist.“

Gott ist hier tatsächlich überall, wie ich bald merke, als Graffiti an Häusern, als Heiligenbild im Kalender, als Kreuz an der Halskette, als bedruckte Kerze im Geschäft, als Werbung für den eigenen Kirchenzweig über Versammlungsräumen. Den Kriminellen ist das egal, solange der Herr ihnen nicht in die Quere kommt.

